

Sonntags-Blatt

Verantwortlicher Schriftleiter
Dr. phil. Franz Geuele

der Rheinischen Volkszeitung

Rotationsdruck und Verlag von
Germann Rauch, Wiesbaden

Wachheit aller Kräfte verbot

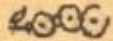
Nummer 45

Sonntag, den 7. Oktober 1917

35. Jahrgang.

Kirchlicher Wochenkalender

Sonntag, 7. Okt.: Rosenkranzfest (19. Sonntag nach Pfingsten); Justina; Montag, 8. Okt.: Brigitta; Dienstag, 9. Okt.: Dionysius; Mittwoch, 10. Okt.: Franz Borgia; Donnerstag, 11. Okt.: Probus; Freitag, 12. Okt.: Maximilian; Samstag, 13. Okt.: Vincentius.



Neunzehnter Sonntag nach Pfingsten

Evangelium des hl. Matthäus 22, 1-14.

In jener Zeit trug Jesus den Hohenpriestern und Pharisäern folgende Gleichnisse vor: Das Himmelreich ist einem Könige gleich, der seine Hochzeit feierte. Er sandte seine Knechte aus, um die Geladenen zur Hochzeit zu berufen; aber sie wollten nicht kommen. Abermals sandte er andere Knechte aus und sprach: Saget den Geladenen: Siehe, mein Mahl habe ich bereitet, meine Ochsen und das Mastvieh sind geschlachtet, und alles ist bereit; kommet zur Hochzeit. Sie aber achteten es nicht und gingen ihre Wege, einer auf seinen Meierhof, der andere zu seinem Gewerbe. Die übrigen aber ergriffen seine Knechte, taten ihnen Schmach an und ermordeten sie. Als dies der König hörte, ward er zornig, sandte seine Kriegsknechte aus und ließ jene Mörder umbringen und ihre Stadt in Brand stecken. Dann sprach er zu seinen Knechten: Das Hochzeitsmahl ist zwar bereit, allein die Geladenen waren dessen nicht wert. Geht also auf die offenen Straßen und ladet zur Hochzeit, wen ihr immer findet. Und seine Knechte gingen aus auf die Straßen und brachten alle zusammen, die sie fanden, Gute und Böse; und die Hochzeit ward mit Gästen ganz besetzt. Der König aber ging hinein, um die Gäste zu beschauen, und er sah daselbst einen Menschen, der kein hochzeitliches Kleid anhatte. Und er sprach zu ihm: Freund, wie bist du da herzugekommen, da du kein hochzeitliches Kleid anhast? Er aber verstummte. Da sprach der König zu den Dienern: Bindet ihm Hände und Füße und werfet ihn hinaus in die äußerste Finsternis; da wird Heulen und Zähneklappen sein. Denn viele sind berufen, wenige aber auserwählt.

*

Des Pfarrers Sonntag

(Fortsetzung)

Während der Pfarrer im Pfarrhause die erste Stärkung zu sich nimmt, — es wird meistens 1/11 Uhr darüber, im Winter eine halbe Stunde später — nehmen die Mannsleute schon die zweite zu sich, obschon sie weiter nichts gearbeitet haben, und zwar in der „Krone“. Das ist das Wirtshaus in der Nähe der Kirche, das an Sonntagen nach dem Amt ein bunt bewegtes Bild darbietet. Einheimische, Zirkassisten, Dandelsjuden, das ist die dreifache Gesellschaft, die sich dort einfand. Die Einheimischen sind die Reutigen, sie hören. Die Zirkassisten wollen sich erholen vom Gang zur Kirche und sich stärken für den Heimweg. Und die Dandelsjuden finden sich zu dieser sonntäglichen Nachfeier des Hochamtes gewohnheitsmäßig ein, weil sie da ihre Leute treffen, mit denen sie ein Geschäftchen planen. So ist es immer in der Pfarrei gewesen, und wenn sich auch bei manchem der „hochamtliche Frischschoppen“ bis nahe ans Mittagessen oder darüber hinaus ausdehnt, der Pfarrer hat wohl von solchen Ueberschreitungen und den sich daran anschließenden häuslichen Zwisten gehört, ist aber viel zu klug, um daraus eine Staatsaktion zu machen. Ihn interessieren wichtigere Dinge.

Während er noch beim Kaffee sitzt, melden sich Leute. Sie sind von den Zirkassisten und möchten in irgend einer pfarramtlichen Sache den Pfarrer sprechen. Die Anzeige von der Geburt eines Kindes, die Anmeldung zur Proklamation, Geburtsauszüge oder Ausstellung sonstiger amtlicher Papiere, Einholung von Rat in allerhand wichtigen, vertraulichen Familienangelegenheiten, Abschied junger Leute, die in der Stadt in Dienst treten wollen und tausend andere Angelegenheiten, für die man den Pfarrer in Anspruch nimmt. Jeden Sonntag geht das so. Es ermüdet sehr. Die Nerven lassen es erst fühlen. Ja, früher, vor 20 Jahren noch, da kannte er keine Nerven, und er lachte immer, wenn er von Ueberreizung der Nerven, von kranken Nerven hörte. Aber jetzt, wo er das silberne Priesterjubiläum an hiesiger Stelle begehen kann, da weiß er, daß die Nerven doch etwas Bartes, Feines sind und sich gegen übermäßige Belastung wehren. Aber weit davon entfernt, dies die Leute merken zu lassen, ist er gegen alle gleich freundlich und liebenswürdig, ernst und wohlwollend. Vieler ist ihm doch hierbei eine schöne Gelegenheit, seine Erfahrungen zu erweitern, in das Glück und das Unglück der Familien Einblick zu tun, auch im stillen Seelensorge zu treiben und mancher einsamen Seele den Weg zu erklären, den sie von Gottes Vorliebe geschickt wird.

Die Einheimischen sollen den Pfarrer Sonntags in Ruhe lassen, sie mögen in der Woche kommen. So hat des Pfarrers Wunsch einmal gelautet, und seine Haushälterin, in erscheinender Sorge um ihren Herrn, weiß diesen Wunsch sehr deutlich zu Gehör zu bringen, wenn sie die Haustüre öffnet. Doch geht es nicht ohne Ausnahmen ab. Und der Pfarrer sagt kein Wort, weil er weiß, daß mancher Besuch im Pfarrhaus unterbleibt, wenn er zu strenge Forderungen stellt. Es ist für die Leute immer eine schwere Sache, mitten in der Woche nach mühsamer Tagesarbeit sich umzukleiden, sich sonntäglich anzuziehen, vielleicht gar noch sich zu rasieren und durch die Ortsstraße zu gehen und sich ins Pfarrhaus zu begeben. Hier verzichtet man auf den Besuch, wenn er nicht unbedingt gemacht werden muß.

Endlich kann das Mittagessen beginnen. Es ist von köstlicher Einfachheit. Erst heute Abend kommt der Hunger. Das weiß die Haushälterin und richtet sich darnach ein. Nach dem Essen ruht der Pfarrer ein wenig. Nur Sonn- und Feiertags tut er das, an Werktagen nicht. Des Pfarrers reichster Arbeitstag ist ja der Sonn- und Feiertag. Da stürmt halt gar zu viel auf einmal auf ihn ein. Und wenn dem Sonntag ein großer Beichttag bis tief in die Nacht hinein vorausging, dann ist die Ermüdung noch größer und die Siesta nach der Mittagmahlzeit um so verständlicher.

Um 2 Uhr ist Andacht, oft auch Christenlehre, für die der Pfarrer sich entsprechend vorbereiten muß. Die Christenlehre ist die Erörterung der katholischen Glaubens-, Sitten- und Gnadenlehre an der Hand des Katechismus. Sie ist eine wichtige Ergänzung der Predigt und wird von vielen Geistlichen noch für wichtiger und erfolgreicher gehalten als diese. Die Kirche hat von jeher großen Wert auf die Christenlehre gelegt und die bischöfliche Behörde läßt bei jedem Pfarrer alljährlich die Abhaltung der Christenlehre genau kontrollieren. Verpflichtet zur Teilnehmung der Christenlehre sind die drei Jahrgänge nach Entlassung aus der Schule. Das heißt, eine Verpflichtung von Seiten der Kirche wie die Anbörung

der hl. Messe, ist das nicht. Es ist nur eine überkommene heilige Sitte und ist bei und auf die frühere nassauische staatliche Schulgesetzgebung zurückzuführen, die eine Zwangspflicht zur Teilnehmung der Christenlehre kannte und Uebertretungen von Polizeiwegen bestraft. Der Pfarrer hat bei uns heute kein Mittel an der Hand, den Besuch der Christenlehre zu erzwingen. Er könnte, wie das wohl hier und da geschieht, hartnäckige Sünder von der Kanzel verlesen, damit die Eltern dadurch angehalten werden, auf ihre Kinder einzuwirken. Das Ziel wird aber damit erfahrungsgemäß nicht immer erreicht, und oft werden Unschuldige getroffen und beschämt. Im übrigen ist die Christenlehre nicht bloß für die jungen Leute zwischen Schulbank und Kaserne gemeint, sondern für die ganze Gemeinde. Manche Pfarrer, die über schlechten Besuch der Nachmittagschristenlehre zu klagen hatten, haben deshalb die Christenlehre ins vormittägliche Amt verlegt und halten den einen Sonntag eine Christenlehre, den andern eine Predigt. Das ist in der Tat eine praktische Lösung der alten Frage und Klage der Pfarrer: Wie läßt sich der Besuch der Christenlehre bessern?

Eine Fortbildung und Vertiefung der Religionskenntnisse der schulentlassenen Jugend täte schon not, namentlich nach einer Seite hin, daß der junge Mann gewappnet und gefestigt wird gegen die frechen zudringlichen Einwände seiner Umgebung gegen das Christentum und die Kirche. Auch die protestantische Kirche wünscht ihren Einfluß auf die schulentlassene Jugend noch eine zeitlang gewahrt. Deshalb haben unsere christlichen Abgeordneten bei der Ausgestaltung der Fortbildungsschule die Festlegung einer Religionsstunde in den Stundenplan verlangt. Die Regierung hat aber diese Forderung nicht unterstützt und sich durch das Geschrei der Gegner der christlichen Schule einschüchtern lassen. Ob sie auch jetzt noch auf diesem Standpunkt verharrt? — Wir fürchten, bei der voraussichtlichen Neubestellung des preussischen Abgeordnetenhauses verliert die Schule noch mehr von ihrem christlichen Gehalt. Da bleibt den Pfarrern keine andere Aussicht, als die Christenlehre noch mehr zu pflegen und sich der schulentlassenen Jugend anzunehmen.

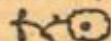
Zu dieser Jugend zieht es den Pfarrer am Sonntag Nachmittag. Von 3-7 kann er sich mit ihnen beschäftigen und zwar alle Sonntage. Heute ist der Jünglingsverein an der Reihe, am nächsten Sonntag die Marianische Jungfrauenkongregation. Unser Pfarrer war einer der ersten, der die Zeichen der Zeit erkannte und diese beiden Vereine in seiner Pfarrei eingeführt hat. Er selbst war noch Neuling darin, als Kaplan hatte er auf seinen verschiedenen Posten keine Gelegenheit gehabt, solche Vereine zu leiten. Allein die Seelsorge ist ersfinderisch. Durch Bücher, Besuche, schriftliche und mündliche Ansprache mit Vereinsleitern wurde er bald Herr der Situation und die Vereine gediehen ganz prächtig. Natürlich mußten auch hier die Kinderkrankheiten überwunden werden. Es erfolgten Massenaustritte, Abneigung der Eltern gegen die Vereine, und sonstige schwere Hindernisse. Die Vereine wurden schwindsüchtig und schon sprach man von ihrer baldigen Auflösung. Aber der wackere Seelsorger verzagte nicht. Hier bloß 5 oder 6 Mitglieder, die treu und anhänglich sind und sich über alles hinwegsetzen. Das war sein Grundsat. Bei den Jungfrauen fühlte er im Anfang empfindlich den Mangel von barmherzigen Schwestern, in deren Händen sonst die Mädchen gut aufgehoben sind. Dafür fand er Ersatz an der Bekehrin, die in echt vornehmer feinsüßiger Art die Mädchen in

den Geist und die Pflichten der Kongregation einführte, deren Mitglied sie einst selber gewesen war. Anfangs kam man in der Schule zusammen. Dann führte sie die Lehrerin in ihre Wohnung hinauf, die ebenfalls in der Schule war. Hier war es vertraulicher, wohnlicher, gemüthlicher. Da durften sie sich ins weiche Sopha legen, die eleganten Möbel benutzen. Fräulein erklärte ihnen die Handhabung verschiedener Hutmödel, das Reinigen polirter Gegenstände in Holz und Metall. Zwischen hinein flossen Belehrungen über Sparsamkeit, Schonung der Sachen usw. Stoff und Leinwand war wieder ein unerschöpflicher Gegenstand der Besprechung. Das war eine ganz neue Welt, die sich da den einfachen Landtöchtern aufthut, mit Freuden fanden sie sich zu den Sitzungen ein. Alle vier Wochen hielt der Pfarrer seinen Vortrag über die religiösen Ziele, später über sonstige Gegenstände des religiösen und sozialen Lebens, wie sie in den Gedankenkreis der Mädchen paßten. Was des Pfarrers Vorträge nicht brachten, das ergänzte der Lehrerin Belehrung. Und dann kamen die Theaterspiele. Ja, was die nicht alles aus diesen Mädchen hervorzubringen, die noch niemals ein Theater, eine Vereinsvorstellung gesehen hatten! Fräulein war anfangs ganz erschüttert, dieses sich ganz Hineinleben in die Rollen — es war ein Stück aus dem Märtyrerenleben der ersten Christen. — diese Hülfe und Leidenschaftlichkeit, dann wieder der edle Anstand in Blick und Gebärde, wie war so etwas möglich bei diesen Naturkindern! Fräulein wußte, wenn sie dies zuschreiben sollte. Es ist eben der warme Hauch der christlichen Familie, unberührt von den rauhen Stürmen der großen Welt, genährt und gespeist von der Alles bewirkenden Gnade der katholischen Sacramente, und erfüllt und zur Entfaltung gebracht von dem gegenwärtigen Wirken eines frommen eifrigen Seelsorgers, der sich bis in sein Alter hinein, die „erste Liebe“ bewahrt hat, von der der hl. Johannes schreibt. Am Stephanustage wurde das Spiel aufgeführt. Es war ein Ereignis. Im Dorfe kannte man so etwas noch nicht. Man spielte in der Schule, die freilich viel zu klein war. Die zwei Wirtschaftshäuser im Dorf hatten nur beschränkte niedrige Stuben, die gar nicht in Betracht kommen konnten. Vor der Aufführung gab der Pfarrer eine kurze Erklärung des Stückes, damit die Leute wußten, um was es sich handelte. Zum Schluß glänzten in den Augen aller die Tränen. Wieder nahm der Pfarrer das Wort und dankte dem Fräulein für das rechte Gelingen des Stückes und wie sie sich ein großes Stück Dankschuld verdient habe. Er brauche jetzt, meinte er launig, vier Wochen lang nicht mehr zu predigen, so viel Gutes habe das Stück gestiftet. Es wurde noch dreimal gegeben. Beim letztenmal fand sich aus den benachbarten Dörfern eine solche Menge ein, daß die Einheimischen heimgeschickt werden mußten und der Pfarrer aus den Eintrittsgeldern den Grundstock für ein Kapital bilden konnte, mit dem er sich sofort seinen Plan zurechtgelegt hatte: Der Gemeinde die Schulwiese hinter der Schule abzukaufen und darauf ein Vereinshaus zu bauen mit einem Saal, der nicht bloß für Theateraufführungen bestimmt war, sondern auch für weitere wichtige Dinge, von denen er sich für seine Leute einen großen Nutzen versprach. Dieser Plan ist denn auch nach zwei Jahren verwirklicht worden. Die Theaterkasse wäre freilich nicht inzulande gewesen, den Bau auszuführen, obschon die Leute durch gern und umsonst geleistete Hand- und Spanndienste wertvolle Unterstützung leisteten, wenn nicht der Pfarrer aus eignen Mitteln die Hauptsache getan hätte.

Das Vereinshaus enthielt auch ein großes Zimmer für den Jünglingsverein, der bald darauf ins Leben trat. Der Pfarrer wußte zwar, daß für die Jünglinge ein Verein noch notwendiger war, als für die Mädchen. Trotzdem zögerte er noch damit, und begab sich an die Gründung der Mädchenkongregation, einmal, weil er an der Lehrerin eine so wertvolle Helferin fand, während er für die Jungen niemand zur Verfügung hatte, und dann hauptsächlich deswegen, weil er sich für die lebhafteste Jugend schon zu alt und zu wenig beweglich fühlte. Solche Jungen von 15, 16 Jahren wollen einen haben, der mit ihnen herumspringt, der auf ihre tollen Ideen nach Möglichkeit eingeht, der mit ihnen

pfeift und singt und durch das dicke Gestrüpp streift, ohne müde zu werden, der auf zwei Fingern pfeift, daß einem die Ohren gellen, der ihnen zeigt, wo die fastigsten Schweden stehen, aus deren Rinde die besten Pfeischn und die großen Blasbörner entstehen. So einen Präses wollen sie haben. Und dazu glaubte der Pfarrer nicht mehr die nötige Frische zu besitzen. Jugend und Jugend gehören zusammen. Ja, wenn er einen Anlaß gehabt hätte! Der wäre natürlich sofort Präses des Jünglingsvereins geworden. Er überlegte, ob er wohl den jungen Lehrer ansprechen sollte, alle 14 Tage den Sonntagnachmittag den Jungen zu widmen. Aber er mußte davon Abstand nehmen, weil dieser jeden Sonntag zum Besuch seiner in der Nähe wohnenden Eltern abwesend war. Da fand sich unerwartet ein Ausweg. Ein junger Schuhmachergeselle, der seine Lehrlings- und Gesellenzeit in einer rheinischen Großstadt zugebracht hatte, kam heim und gründete im elterlichen Hause eine Familie. Der Pfarrer hörte, daß dieser als Lehrling Mitglied des Jünglingsvereins, wie als Geselle Mitglied des Gesellenvereins gewesen sei. Im Verkehr mit ihm sah er gleich, was für eine wertvolle, gebiegene Kraft in diesem Manne steckte. Er gewann ihn für seinen Plan, und nun wurde die Gründung des Vereins vollzogen. Der Mann erwies sich wie geschaffen für den Verein. Der Pfarrer war glücklich. Der Verein wurde der Sammelplatz aller eifrigsten Unterhaltung, aller Fortbildung der männlichen Jugend, und es galt als eine Ehre in der Gemeinde, im Jünglingsverein zu sein und sich dort hervorzutun.

Bpe.



Der hl. Maximilian, Diözesanpatron von Passau

(12. Oktober.)

„Gott ist unsere Zuflucht und Stärke,
ein Helfer in Trübsal, die uns sehr hart
getroffen. Darum fürchten wir uns nicht,
wenn auch die Erde sich beuge.“

(Psalm 45, 2.)

„Der Mensch soll bereit sein, lieber alles zu erdulden, als Gott zu beleidigen.“ — Mancher liest das und denkt: „Sollte ich wohl bestehen, wenn plötzlich eine grausame Christenverfolgung ausbräche?“ Und er malt sich die Qualen aus, die an ihn herantreten könnten. — Das ist sehr verkehrt. Gott verlangt jetzt das Martyrium nicht von dir, also gibt er dir jetzt auch nicht die Gnade dazu. Mithin kannst du jetzt nicht die Qualen überwinden. Mithin ist es Selbstüberhebung und Stolz, wenigstens aber unvorsichtig und gefährlich, dir eine solche Lage auszumalen. Du sollst dich recht fest an Gott angeschlossen fühlen, sollst ihn demütig bitten, daß er niemals zugebe, daß du von ihm getrennt werdest. Dann wird er dich so stärken, daß du auch im plötzlichen Martyrium nicht bloß selber festbleiben würdest, sondern auch andere noch aufrichten könntest. Das sehen wir sehr schön am hl. Maximilian.

In Oesterreich, am Zusammenflusse der Enns und der Donau, lag die altersgraue Keltentadt Laureacum oder Lorch. Sie war von jeher ein Waffen- und Interplay gegen die barbarischen Völkerschlachten jenseits des Stromes. Ihre Straßen hallten wider von dem Geklirr der Schwerter und dem Geräusch der Eisenrüstungen: denn die zweite römische Legion hatte hier ihren Standort. Hier an den durch Thürme und Wälle geschützten Ufern war der Sammelplatz der Donauflotte. In und außer ihren Mauern ragten stolze Göttertempel und hohe Kaiser-Säulen prunkend zum Himmel empor. Aber auch das demütige Kreuz des Heilandes hatte daselbst Eingang und Verehrung gefunden. Unter den römischen Kriegern waren manche eifrige Christen, die in aller Stille den Sogen des Christentums in die Häuser und Gassen der Bürger und Anwohner brachten. So ward denn die Kirche in Lorch die Mutter aller anderen Kirchen in Oesterreich. Die ältesten Kataloge nennen gegen Ende des dritten Jahrhunderts den hl. Maximilian als Bischof von Lorch.

Ueber das Leben und Wirken dieses Heiligen erzählt die Legende folgendes: Maximilian wurde

in der ersten Hälfte des dritten Jahrhunderts in Celeja, in dem heutigen Gilly in Steiermark geboren. Seine Eltern gehörten einem edlen römischen Geschlechte an und zeichneten sich aus durch Werke christlicher Liebe. Schon in den ersten Jünglingsjahren verlor Maximilian seine Eltern durch den Tod. Er war nun Herr eines großen Vermögens. Für manchen würde das eine große Gefahr bedeutet haben. Maximilian war aber schon so sehr befestigt in der Liebe Gottes, sein ganzes Streben schon so sehr auf die Botschaft gerichtet, daß er seine unumschränkte Herrschaft benutzte, um sich vom Irdischen ganz frei zu machen: Allen seinen Sklaven gab er die Freiheit und verteilte unter sie seine Ländereien; seine ganze bewegliche Habe teilte er unter die Armen aus. Jetzt konnte er sein Leben rüchhaltlos nach den evangelischen Räten einrichten.

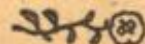
Als um das Jahr 257 in Lorch die Bischofswahl stattfand, hatte der tugendreiche Lebenswandel Maximilians schon solche allgemeine Anerkennung gefunden, daß er von Klerus und Volk einstimmig zum Bischof gewählt wurde. Gleich nach seiner Wahl begab er sich nach Rom, wo Papst Sixtus II. seine Wahl bestätigte und ihm den apostolischen Segen erteilte. Von Rom zurückgekehrt, bereiste er die ganze Umgegend von Lorch und kam auch nach seiner Vaterstadt Gilly. Ueberall verkündigte er das Evangelium und ermunterte und stärkte die Christen.

Es war damals eine harte, bedrängnisvolle Zeit: Hunnen, Tartaren und andere barbarische Völker machten häufige Einfälle ins heutige Steiermark und verwüsteten alles mit Feuer und Schwert. Da schickten die Römer den Feldherrn Evlasius, die weit entlegenen Grenzen des Reiches gegen den wilden Andrang der Feinde zu schützen. Dieser kühnerte zwar das Land von den Feinden, zeigte sich aber auch als grausamer Christenverfolger. Wohin er kam, hatten die Christen nur die Wahl: entweder den Götzen zu opfern, oder unter grausamen Martern zu sterben. Der Feldherr kam auch nach Celeja. Sofort befahl er, daß alle Einwohner sich im Tempel des Mars zu einem Opfer versammeln sollten, damit dieser Kriegsgott den kaiserlichen Waffen den Sieg verleihe. Vielen Christen kam diese Prüfung zu unerwartet und zu plötzlich. Die Liebe zu Gott war erlaltet, das Vertrauen auf Gottes Hilfe nicht stark genug: viele ließen sich durch Furcht und Schrecken überwinden, gingen hin und opferten.

So! Schmerz erlitt der Bischof Maximilian. Demütig flehte er zu Gott um Hilfe. Dann trat er unerschrocken vor Evlasius und hielt ihm sein Unrecht vor. Unverzüglich wurde er enthauptet. So errang er sich die Krone des Martyriums und stärkte durch das Beispiel seiner mutigen Gottesliebe die wankenden Reichen der Christen.

Still wie die Nacht, tief, wie das Meer,
O Mensch, muß deine Liebe sein!
Wie Glockenlang so voll und hehr
Und wie das Licht der Sonne rein.
Wohnt solche Lieb im Herzen dir,
Dann darfst du um den Himmel wehen;
Verleidet geht ein Engel hier,
Er träumt von Seligkeit im Sterben. (Kilger.)

Pater R. Sch.



Beggeleit zum Glücke

Von P. R. Sch. O. F. M.

Erstes Gebot Gottes

Vom Aberglauben I.

Goethe meint: „Der Aberglaube gehört zum Wesen des Menschen und flüchtet sich, wenn man ihn ganz und gar zu verdrängen denkt, in die wunderlichsten Ecken und Winkel, von wo er auf einmal, wenn er einigermaßen sicher zu sein glaubt, wieder hervortritt.“ — Wahr ist, der Aberglaube ist ein gar eigenartiges und mannigfaltiges Gebilde. Es mutet uns an wie Urwaldsdidicht, wenn wir sein Gebiet betreten. In bizarren Formen, wild und phantastisch ranken sich üppigem Schlingengewächs gleich — wirre Ideen durcheinander, die dem Boden überhöhter Phantasie entspringen. Nur selten betritt der Fuß dieses geheimnisvollen Gebietes, in dem alles so unheim-

lich und fremdbartig ist: Hier eröffnen sich dem Blick grauenvolle Szenerien; aber auch das Gold der Romantik schimmert durch's Gedächtnis, und Blüten der Poesie bedecken den Weg, auf dem wie faulige moderne Baumstämme die Reste altheidnischer Vorstellungen liegen. Goethe sagt sogar: „Der Aberglaube ist die Poesie des Lebens; deswegen schadet's dem Dichter nicht, abergläubisch zu sein.“ — Jedenfalls ein seltsam Gemisch, abstoßend und lockend zugleich! Es ist, als ob ein ahnungsvolles Blüthen durch den schweigenden Urwald zöge, die Ahnung, daß hinter dieser sichtbaren Welt eine unsichtbare, ewige liegt, von der die Schleier zu lüften den Menscheng Geist mit dämonischem Reiz gelüftet.

Entweder wendet der Mensch eine willkürliche Art und Weise an, Gott zu verehren: Scheinkult; oder es handelt sich darum, Vorteile auf abergläubische Weise zu erlangen, seien es Kenntnisse oder Wirkungen: Wahnbetrug; oder der Mensch möchte den Schleier der Zukunft lüften, mehr als ihm zusteht: Wahrsagerie; oder der Mensch unternimmt, mit Hilfe des Teufels wunderbare Dinge zu vollbringen: Zauberei; oder es beherrscht den Menschen die Angst, andere könnten mit übermenschlichen Kräften ihm schaden: Hexenglaube; oder es möchte der Mensch den Herrgott nötigen, ein göttliches Urteil kundzugeben: Gottesurteil; oder wir sehen die hochgebildete stolze Kulturwelt in andächtiger Aberglaubensbeim Geistesfließen, Tischrücken, Scientismus, bei den Ausbreitungen des Magnetismus und des Hypnotismus, und beim Spiritismus.

„Was die öffentliche Meinung wirkt, kommt am Aberglauben ihr gewahren. Anstandshalber wottet jeder drüber, Aber niemand läßt den eignen fahren.“

(Ers.)

Aberglaube! Schon ein merkwürdiges Wort: Ein „Glaube“ mit einem „Aber“, und noch dazu das „Aber“ an der Spitze. Der eigentliche rechte Gottesglaube kann das schon nicht sein; denn der vertritt kein „Aber.“ Tatsächlich sind Aberglaube und Gottesglaube keine Freunde. Dem Namen nach, wäre Aberglaube oder Aberglaube ein irriges, grundloses Glauben, ein Verfall des wahren Glaubens. Ein eigenartiges Verhängnis: Der Abergläubige will gern glauben, glaubt viel zu viel und viel zu leicht, und doch glaubt er den Worten Gottes und der Kirche nicht; denn sonst müßte er auf seine Grillen oder auf menschlichen Hokusfokus verzichten.

Der Aberglaube schreibt gewissen Dingen eine geheime Kraft zu, die sie nicht haben, weder von Natur aus, noch durch das Gebet der Kirche, noch durch besondere göttliche Anordnung. Gott hat manchen geschaffenen Dingen bestimmte Kräfte von Natur aus mitgegeben, z. B. den Kräutern die Heilkraft. Ferner hat er mit einzelnen Dingen übernatürliche Kräfte verbunden, und zwar teils mit unschätzbare Sicherheit, wie mit den Sakramenten, teils fälschlicherweise durch Segnung und Weihe der Kirche. Der Aberglaube geht über diesen Kreis weit hinaus: Er schreibt einer bestimmten Anzahl von Gebeten eine unschätzbare Wirkung zu; er glaubt durch einen Strohhalm aus dem Dache oder durch einen schmutzigen Faden eher geheilt werden zu können als durch die sorgsamste Medizin. Er will durch gewisse Mittel sicher die Zukunft erkennen, und durch geheime Kräfte der Natur oder mit Hilfe böser Geister wunderähnliche Dinge bewirken. Der Aberglaube ist eine Nachahmung des Kultus der Weissagung und des Wunders.

Föricht und tödlich ist der Aberglaube. Töricht, denn bei gründlichem Studium, oder auch nur bei ruhigem Gebrauche der Vernunft müßte der Abergläubige die Unvernünftigkeit seiner Tust- und Handlungsweise erkennen. Groß und mannigfaltig ist der Schaden des Aberglaubens: Wie mancher Kranke geht jämmerlich zu Grunde, weil er nicht die natürlichen Mittel sorgfältig anwendet, sondern sich auf abergläubischen Unsinn verläßt. Wie mancher wird in seiner Arbeit behindert durch abergläubische Mächten: heßt wieder um, weil ein ehrfames altes Mütterchen ihm begegnet, oder weil ein munteres Häschen seinen Weg kreuzt. Wie mancher hat das Selbstvertrauen eingebüßt, weil eine arme, seltsame Kartenlegerin ihm Mißgeschick geweissagt.

Ja, wie manchem wird das ganze Leben vergällt, verbittert und verängstigt durch Aberglauben.

Schon das ganze klassische Altertum wurde beherrscht durch die niederdrückende, entsetzliche Vorstellung vom Reibe der Götter. Cicero getraut sich kaum, öffentlich von den Erfolgen des Pompeius zu reden. Er meint, es sei zu gefährlich. Das Glück des Menschen zeige nun einmal die Götter zu leicht. Meschlos sagt: „Neben blühender Gesundheit lauert tödliche Krankheit; gerade dann, wenn das Schiff am fröhlichsten über die Bogen dahingleitet, zerschellt es an verborgener Klippe; will der Glückliche nicht untergehen, so wird er wohl daran tun, einen Teil der Fracht freiwillig hinauszuwerfen, um den Reib der Götter zu besänftigen.“ In dieser beständigen abergläubischen Furcht hingen sich die geängstigten Heiden die schmutzigsten Dinge um den Hals, stellten die abscheulichsten Darstellungen vor und in ihrem Hause auf. Sie hofften, die Götter würden mit Abscheu ihren Blick eiligt wieder abwenden, und so das Glück und den Wohlstand in ihrem Hause nicht bemerken.

Wir wundern uns über die Torheit und Leichtgläubigkeit der abergläubischen Heiden, und doch sind noch weniger begreiflich die Torheiten, zu denen der Aberglaube die hochgebildeten modernen Menschen der Jetztzeit bringt: Kommt da eines morgens eine Wahrsagerin ganz bestrzt hereingelaufen in das Haus einer großstädtischen Dame und ruft: „Ihnen steht heute fürchterliches Unglück bevor. Das einzige Mittel, sich zu retten, besteht darin, daß Sie mir sofort 300 Mark zur Aufbewahrung geben.“ Und die gebildete Dame der Großstadt — gibt der Wahrsagerin die 300 Mark.

Voll von Torheiten ist das sogenannte Romanus-Büchlein, auf das so manche schwören. Da heißt es z. B.: Gegen Geispenster und allerlei Dergerei helfen diese Buchstaben an der Türe:

J.
N. J. R.
J.

Gegen Krankheit und Dieberei:

Jto, also Massa Dandi Bando, III. Amen.
J. R. N. R. J.

Um beim Spielen immer zu gewinnen: Binde mit einem rotseidenem Faden das Herz einer Fledermaus an deinen rechten Arm, und du wirst gewiß immer gewinnen.

Gegen Würmer im Leibe bete Du: „Petrus und Johannes führen auf den Aker, aderten 3 Pürchen, aderten auf 3 Wärmern, der eine ist weiß, der andere ist schwarz, der dritte ist rot — da sind alle Würmer tot. Im Namen Gottes des Vaters und des Sohnes und des hl. Geistes. Amen.“

Damit ein Dieb gestohlenen Gut wieder bringen muß: „Gehe morgens früh, vor Sonnenaufgang, zu einem Wachsdoberbusch, und lege diesen mit der linken Hand gegen Aufgang der Sonne und sprich: „Wacholderbusch! ich tue dich blicken und drücken, bis der Dieb das gestohlene Gut wieder an seinen Ort bringt.“ Dann lege einen Stein auf den Busch und unter den Stein die Hirschschale von einem Uebelthäter, die du mit 3 Kreuzen bezeichnen mußt. — Du mußt aber acht geben,

daß du, wenn der Dieb das Gestohlene zurückgebracht hat, den Stein wieder an seinen Ort tragest, und den Busch wieder losmacheist.“

Wenn jemand denkt, solchen Unsinn glaubt jetzt niemand, wenigstens nicht in unseren Städten, der achte einmal darauf, welcher Unsinn auf so manchen Kettenbriefen steht, und wie so viele Leute dieselben in aller Deimlichkeit treulich abschreiben und weiterreichen, weil sie, „sonst kein Glück haben.“ — Nur unsere gottlosen Diebe, die fürchten einen guten Polizeihund mehr als den gedrückten und gebückten Wacholderbusch.



Maria Antoinette

Historische Skizze von W. Wimmer.
(Jahr 16. Oktober.)

Da brust verboten.

Siebzehnhundertundsiebzig den 26. April! Welch eine Menge trauriger, teilnehmender Gesichter am Fuße, auf den Windungen und Stufen der großen Freitreppe der kaiserlichen Burg zu Wien! Eine wehmütige Stimmung, eine gedrückte Geschäftigkeit, welche mit ansehnlichen Sorglosigkeit und Heiterkeit die Vorbereitungen zu einer Abreise betrieb, waren den lärmenden Festtagen gefolgt, an denen die feierliche Verlobung, die Heirat und Einsegnung vor sich gegangen war, die Verbindung zwischen der schönen, lebenswürdigen Erzherzogin von Oesterreich, Maria Antoinette und Ludwig, Herzog von Berli, zukünftigem Könige von Frankreich, seiner Zahl nach der sechzehnte Ludwig nach dem heiligen Könige dieses Namens.

In Brillanten gefaßt hatte am 16. April 1770 an der Brust der Dauphine das Porträt des künftigen Gatten und Königs von Frankreich geschaufelt, entzündet hatte die glänzende Menge in den Gemächern der Kaiserburg dieser Erhebung der Tochter ihrer Herrscherin auf den ersten Thron Europas beigevoht. Man hat die Zukunft der jungen Königin sich in den lachendsten Farben ausgemalt und als Maria Antoinette an der Hand ihres Bruders freundlich grüßend aus dem Saale schritt, da waren nur wenige, die ihre Freude unterdrücken konnten und lauter Jubelschalle durch die großen geschmückten Räume. Die Kaiserin-Mutter lächelte zwar befestigt zu all diesen Zeichen der Verehrung, aber dennoch suchte durch ihre Brust eine dumpfe, schmerzliche Empfindung. Die Trennung von der geliebten Tochter nahte heran. War es allein die Angst, die Sorge vor diesem bangen Augenblicke? Nein. — Ein unbestimmtes Etwas schwebte vor den geistigen Blicken der Kaiserin, es legte sich bleiern auf ihr Herz, es schauerte den Schlaf von ihren Augenlidern, wenn sie nach ermüdenden Festlichkeiten, zu Ehren ihres Kindes veranstaltet, in die schwellenden Kissen sank, es quälte sie mit fürchterlichen Träumen und hörte ihre Andacht in der Kirche, als die Trauung der Dauphine stattfand, wobei der junge Erzherzog, ihr Bruder, die Stelle des Dauphins vertrat.

Es rasselte die Wagen, bebacht mit allerlet Tand, mit Risten und Koffern, herbei; schon dehnt sich das Spalier, gebildet aus den herkulischen Gestalten der Leibgarde, die Gewehre an den Händen, von dem Eingange des Vorzimmers, die Treppe hinab, bis dicht in den Schlag des Wagens, der die Schenkende aufnehmen soll. — Die Türen öffnen sich. Die Kaiserin, gefolgt von ihren Kindern, erscheint auf dem höchsten Absatz der Freitreppe. Sie führt eine bleiche, weinende, schöne Dame. Es ist Maria Antoinette.

Stumme Umarmung der Beiden. Dann Bitten, Worte der Liebe, des Schmerzes, des Trostes. So scheidet das Kind von dem Herzen einer liebenden Mutter, nicht die Kaisertochter von der Kaiserin — und darum hat die große Maria Theresia auch kein Behl gemacht aus ihrem Schmerze, aus ihrer Seelenpein; sie hätte die peinliche, erschütternde Szene innerhalb des Kaiserpalaßes vor sich gehen lassen können; die Falten des Purpurs konnten den Gram verdecken, die Diamanten, jene blühenden Tränen, verbunkeln, welche aus den Augen der Kaiserin strömten; die Mäße der Majestät konnte den heißen Schmerz verlegen machen, der im Busen der Kaiserin wütete — das alles wollte Maria Theresia nicht.

An den Herbst

Sei, wie bringen Wingerlieder
Dir so lauten Dank;
Sei, wie preist man deine Fülle
Doch den Rhein entlang!

Klangen wohl die Lieder lauter
Einst dem holden Mai,
Sangen frischer da die Burtschen
Wohl die Loreley?

Doch — da bringen deine Winde
Vor des Wingers Fuß
Schon ein welkes Blatt, und „Scheiden!“
Klingt's wie Geistergruß.

P. S. B.

Sie trug es zur Scham, daß sie eine Mutter war voll Liebe, voll Schmerz, daß ein Stück ihres Lebens dahinging mit dieser geliebten Tochter, und die Empfindungen sollten ihren Untertanen nicht verborgen bleiben, sie sollten Zeuge sein des Wechsels, das durch die Seele der Kaiserin zog.

Und so sahen die zahlreich herbeigeeilten Wiener das Paar dort oben sich schluchzend umflammen, sie hörten die Worte voll Liebe, dann sah man, wie Maria Antoinette dem Kaiser Joseph die Hand reichte, sich wieder in die Arme der Mutter warf, dann die Stufen hinabwankte, sich unten noch einmal umwendete, die Arme ausstreckte — dann hörte man einen Schrei und den Ruf: „Mutter, wir sehen uns niemals wieder!“

Wenige Minuten war alles Oben — still — verlassen. Der Wagen mit der Erzherzogin rasselte auf der Bandstraße und auf dem Platze, wo der rührende Abschied stattgefunden, schritten zwei Schilbwochen auf und nieder. Ein Schloßdiener ahnete den Sand unten an der Treppe, in welchem man noch die Spur bemerken konnte, welche der abfahrende Reisewagen hinterlassen hatte.

Und doch war es nicht nötig, sich also zu hüten. Die Fahrt der Dauphine glückte einem Triumphzuge. Wie hatte sich alles festlich und herrlich geschmückt. Bei Straßburg auf der Rheininsel war der erste französische Empfang. War doch Maria Antoinette ganz für Frankreich erzogen. Sie hatte die Sprache des Landes gründlich erlernt, dessen Thron sie einst mit ihrem Gatten teilen sollte.

Auf der Insel im Rhein bei Straßburg war alles trinken vor Freude. Es war nur eine Fortsetzung des Jubels, der gleichsam in fortwährendem Echo an die Mauern der Städte schlagend, aus der kaiserlichen Hofburg zu Wien bis in das Herz Frankreichs hinein tönte.

Zagend tritt die Dauphine ihren neuen Untertanen gegenüber. Sie scheint um die Gunst zu bitten; sie bedarf dessen nicht. Raum hat sie sich gezeigt, so hat sie auch schon gewonnen. Solcher Schönheit, solcher Grazie und Anmut, diesem Geiste, der aus verschiedenen Bemerkungen und kleinen Scherzen hervorblitzte, kann die ritterlichste Nation der Erde nicht ihre volle Anerkennung, ihre Huldigung verweigern. Angebeter wird die Dauphine wie eine Erscheinung aus höheren Regionen und von den Ufern des Rheins bis zu den Küsten des Meeres schallt der begeisterte Ruf: „Es lebe Maria Antoinette!“

Compiègne! — Es ist ein dichter Lustwald, in welchem die Karossen der Kaisertochter halten. Nicht weit davon ist eine Brücke sichtbar, diese Brücke heißt die Brücke von Berna. Maria Antoinette ist aufgestiegen. Von den Jüngern geleitet, geht sie auf die Brücke zu. Da naht vom anderen Ufer ein glänzender Zug. Vorauf schreitet ein alter Herr in kostbarer Kleidung. Seine Gesichtszüge drücken eine besondere Reue aus, und obgleich man denselben eine gewisse Abspannung ansieht, so ist heute diese Bläuertheit dem Feuer der Erwartung gewichen. Dieser alte Mann ist der König Ludwig XV. Er führt den Dauphin, den bestimmten Bräutigam, den nachmaligen König Ludwig XVI. Der Dauphin naht sich schüchtern der bestimmten Braut. Herr von Saulx und Graf Tavanne führen ihm Maria Antoinette entgegen. Ludwig blickt die schöne, herrliche Kaisertochter an. Er errödet, er stammelt einige verlegene Worte, so schön hat er sich diejenige nicht vorgestellt, die er nun ganz sein eigen nennen sollte. Wohl besitzt er Bilder, ein großes herrliches von der Hand des berühmten Doreux, dem die Dauphine in Wien wochenlang gesehen. Aber was sind alle Bilder gegen die Wirklichkeit! Er steht verlegen vor diesem weiblichen Wesen. — Wer der alte König ist erfahrener und will der erste sein, der Maria Antoinette die Huldigung darbringt. Er schreitet auf sie zu und ergreift ihre Hand, er zieht sie zu sich und drückt seine weißen Lippen auf die edle, leuchtende Stirn der Kaisertochter. —

Bis zu den Tagen des Jammers ist noch lange hin. Wer bald nach der Vermählung Maria Antoinette's beginnt doch schon der innere Friede zu weichen. Man versteht nicht zu deuten, wie „unsere Dauphine“ so plötzlich beim Volke „die Kote“, „die Bäckerin“, „L'Autrichienne“ heißen

konnte. Wo ist die slavische Verehrung geblieben, wo der heitere Ruf einer beglückten Nation.

Andere Zeiten sind gekommen. Schon fallen die Mauern der Bastille; die Stimmen der National-Versammlung tönen immer lauter, Mirabeau hebt sein wirrliches, hinkendes Bein, um den Thron des heiligen Ludwig zu zertreten, Sturm nach Versailles, Sturm der Tuilerien, eine Kette von Unthaten und Greueln und endlich nach vereilter Flucht schmachtvolle Gefangenschaft im Templeturn. Maria Antoinette ist eine Greisin geworden, das Unglück läßt die Jahre dreifach zählen.

Der Gatte Ludwig XVI. bestieg das Schaffot. Wäre er ihr, der Tochter Maria Theresias gefolgt, er wäre nicht dort oben auf dem scheußlichen Gerüste. Seine Güte, seine Schwäche haben ihn dahin gebracht.

Als er Abschied nimmt, weint die Königin die letzten Tränen. Nach ihrer Einförmigkeit in die Conciergerie hat sie keinen Gang mehr zum Weinen. Ihre Augen sind gerötet vom Nachwachen, nur noch einmal fassen sie sich wenig mit Wasser, als sie den Abschiedsbrief für ihre Kinder schreibt, denn am 13. Oktober hat man die Königin zum Tode verurteilt.

Der Brief ist nie in die Hände ihrer Kinder gekommen. Allein, ohne Freunde in der Nähe, erwartet die Königin den Tod, in der Loge des Kustfers der Conciergerie sitzt sie, den mit

einer Nachthaube begleiteten Kopf an die Mauer lehrend, bis Sanson, der Henker, mit dem scheußlichen Karren anlangt. Durch die heulende, wutschnauende Menge fährt sie. — Der Höhepunkt der Leiden Maria Antoinettes war erreicht von ihr, der Dulderin, als am 16. Oktober 1793 die Uhren von Paris halb eins des Mittags zeigten. Nur zweimal vor der Hinrichtung verließ der Mut auf einen Augenblick die Gemartete. Das erstmal vor dem Dratorium, als ihr ein Mitleid, von seiner Mutter emporgelassen, das königliche Antlitz zu sehen, ein Fußhändchen zuwarf. Die Königin fuhr mit der Hand über die Augen, auf das Herz presste sie ihre Hand, und ein kampfhaftes Stöhnen entrang sich der Brust, als sie gegenüber von dem Schaffote die Tuilerien erblickte, die Fenster anschaute, hinter denen sie als Königin, in Pracht und den Genüssen eines heitern, großartigen Lebens im Kreise ihrer Familie sich hingehend gewiegt hatte. Nur dreihundert Schritte sind es von den Tuilerien bis zum Schaffote.

Bald sollte ihre Laufbahn beendet sein. Ob nicht ein letzter Wehane der Erinnerung noch hinübergeschweifte nach Wien, zur Kaiserburg? Ob er nicht hasten blieb an den Stunden des 26. April 1790, als die weinende Dauphine sich den Armen der Kaiserin entwand mit dem schmerzlichen Scheideruf: „Mutter, wir sehen uns niemals wieder!“ —



Jean vom Pappstein

Eine Westerwaldgeschichte von Jakob Schöninger

Nachher geht.

Eines der schönsten Bauerndörfer des unteren Westerwaldes ist Weidenhahn. Es liegt in einem Talle, der von zwei kleinen Bächen durchflossen wird, die sich ungefähr unterhalb des Dorfes im Westen vereinigen. Der eine kommt von Osten, der andere vom Süden. Die vereinigten Bäche durchfließen ein Tal mit saftigen Wiesen, die zu den ertragreichsten des Westerwaldes gehören. Bei Maxfeld vertrauen sie sich der Führung der nördlichen Sayn an, um mit ihr gemeinsam den Weg zum Rheine und zum Meere zu machen. Der Ort hat noch einen Stamm von wohlhabenden Bauern wie wenige Dörfer des Westerwaldes. Diese Wohlhabenheit hat ihren Grund zunächst in dem fruchtbaren Ackerland und den guten Wiesen; dann aber auch in dem hervorragenden Fleiße und der von altersher berühmten Sparsamkeit und Einfachheit seiner Bewohner.

Auch die ganze Anlage des Ortes entspricht so recht dem Ideal eines Dorfes. In der Mitte erheben wir auf einer Erhebung, die in dem von beiden Bächen gebildeten Winkel liegt, die Kirche und in ihrer unmittelbaren Nähe Pfarrhaus und Schule. Um dieselben gruppieren sich eine Anzahl Gehöfte. Von hier aus erstreckt sich das Dorf nach Osten und nach Westen; an seinen Enden wieder bedecken die Häusergruppen bildend, so daß sich ungezwungen ein Ober-, Mittel- und Unterdorf unterscheiden läßt.

Südlich von dem Dorfe, in einer Entfernung von einer Viertelmeile, liegt ein Bälldchen, welches den Namen Pappstein führt. An dem westlichen Rand desselben stand vor langen Jahren ein baufälliges Häuschen mit windschiefem Dach. In demselben wohnte die Witwe Demaire mit ihrem Sohne Jean. Er war Steinhauer und arm wie alle Handwerker der damaligen Zeit auf dem Lande. Kein Mensch wußte etwas Genaueres über die Herkunft der Familie Demaire. Es waren Franzosen, Fremde, Eingewanderte, denen ein Wohnen im Dorfe nicht gestattet wurde. Außerhalb desselben, am nahen Walde, war ihnen ein Platz zur Ansiedlung angewiesen worden. Sie hausten da anfangs wie die Bäume. Sie hatten keine Pflichten der Gemeinde gegenüber; sie besaßen aber auch keinerlei Rechte. Die Behandlung vonseiten der Bauern war stets eine unfreundliche, ja, manchmal streifte sie sogar die Grenze des Grausamen.

Jean war ein Mensch von riesiger Gestalt. Man erzählte von ihm, daß er einmal bei einem Streite in einem Nachbardorfe, einen Vorderwagen auf-

hob und ihn in die Streitenden hineinwarf. Der Schrecken und das Entsetzen über diese ungeheure Kraftleistung war so groß, daß sie nach allen Windrichtungen auseinanderstoben, und die Keilerei mit einem Schlage beendet war.

Als Jean 20 Jahre alt war, hatte man ihn bei der Musterung für tauglich befunden. Da aber die nassauische Militärverwaltung nur einen Teil der Tauglichen einstellte, so wurde durch das Los entschieden, wer Soldat werden mußte und wer frei kam. Er hatte ein „Freilos“ gezogen. Dagegen war der gleichaltrige Sohn des reichen Bauern Eschenbrenner zu den Kanonieren gezogen worden.

Der Reiche, der nicht dienen wollte, konnte sich einen „Einfteher“ kaufen, der dann für ihn Soldat wurde. Ein solcher Einfteher war meistens schwer zu finden und dann auch nur gegen hohe Bezahlung zu gewinnen. Der nassauische Soldat diente 1½ Jahr. Dann wurde er mehrere Jahre nacheinander im Herbst zu einer Uebung von 4 bis 6 Wochen einberufen. Joseph Eschenbrenner war der einzige Sohn. Als er von der Musterung mit der bekannten Entscheidung nach Hause kam, waren die Eltern zu Tode erschrocken. Die Mutter hatte ganz bestimmt gehofft, ihr Sohn würde ein „Freilos“ ziehen. In ihrer Enttäuschung und Erregung plauderte sie der Nachbarschaft gegenüber ein merkwürdiges Geheimnis aus. Sie hätte, erzählte sie, ein ganzes Jahr lang zu Gott gebetet, er möge ihren Sohn vom Militär befreien. Jetzt hatte man auch eine Erklärung dafür, daß die Eschenbrenners seit einem Jahre jeden Morgen die hl. Messe besuchte. Solch fromme Neigungen hatte man früher nie an ihr entdecken können. Zum Schluß erklärte sie ganz empört, nun gehe sie auch des Werktags nicht mehr in die Messe. Wie ein Lauffener ging diese Nachricht durch das Dorf und durch das Kirchspiel. Schadenfreude und Spott löste dieses Ereignis überall aus.

Der alte Eschenbrenner hatte für seinen Sohn einen Einfteher mit Mühe und Not für 600 Gulden erhalten. Nun erkrankte der aber im Laufe des Sommers dergestalt, daß von seiner Einstellung im Herbst nicht mehr die Rede sein konnte. Da mußte man von neuem auf die Suche nach einem Einfteher gehen. Es war aber keiner zu finden. Die Sache hing an kritisch zu werden; denn am 1. Oktober war der Termin zum Eintritt, und das erste Drittel des Septembers war schon vorbei.

(Fortf. folgt.)